

Nur Wasser im Boot? (Markus 4, 35-41; 4. So. n. Epiphantias I)

Eine Predigt von Bernhard Kaiser

³⁵Und am Abend desselben Tages sprach er zu ihnen: Laßt uns hinüberfahren. ³⁶Und sie ließen das Volk gehen und nahmen ihn mit, wie er im Boot war, und es waren noch andere Boote bei ihm. ³⁷Und es erhob sich ein großer Windwirbel und die Wellen schlugen in das Boot, sodaß das Boot schon voll wurde. ³⁸Und er war hinten im Boot und schief auf einem Kissen. Und sie weckten ihn auf und sprachen zu ihm: Meister, fragst du nichts danach, daß wir umkommen? ³⁹Und er stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig und verstumme! Und der Wind legte sich und es entstand eine große Stille. ⁴⁰Und er sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben? ⁴¹Sie aber fürchteten sich sehr und sprachen untereinander: Wer ist der? Auch Wind und Meer sind ihm gehorsam!

Einleitung

Ein arbeitsreicher Tag neigte sich seinem Ende zu. Jesus und seine Jünger befanden sich am Westufer des Sees Genezareth und viele Menschen umgaben sie. Jesus hatte viel vom Reich Gottes gepredigt und mit Gleichnissen verdeutlicht, wie es sich mit der Herrschaft Gottes verhält. Markus sagt einige Verse vorher: „Durch viele solche Gleichnisse sagte er ihnen das Wort so, wie sie es zu hören vermochten. Und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen; aber wenn sie allein waren, legte er seinen Jüngern alles aus“ (Mk 4, 33-34). Immer noch gab es Menschen, die Fragen hatten und bei ihm Antworten suchten, auch die Jünger selbst. Ihnen erklärte Jesus im Klartext, was er zum Volk in Gleichnissen gesagt hatte. Vermutlich fanden sich aber auch Kranke ein, die geheilt werden wollten, und Menschen, die mit unterschiedlichsten Problemen seine Hilfe suchten. Doch Jesus wollte weiterziehen. Sein nächstes Ziel war die Gegend am Ostufer des Sees, das Land der Gadarener. Darum gebot er seinen Jüngern: „Laßt uns hinüberfahren.“ Sie ließen deshalb die Volksmenge gehen und nahmen Jesus mit in ein Boot. Es bildete sich ein kleiner Bootskonvoi, denn es waren noch andere Boote, die den Weg nach Osten nahmen; möglicherweise waren es Menschen, die dort wohnten und die nun die Heimkehr antraten.

Immer wieder kam es aufgrund der geographischen und meteorologischen Gegebenheiten am See Genezareth vor, daß plötzlich ein starker Wirbelwind aufkam und den See aufwühlte. So auch an jenem Abend. Man bedenke: Die Boote von damals waren keine Riesentanker oder Seenotkreuzer, sondern ganz einfache Fischerboote, die gerade mal ein paar Männern Platz boten. Diese Boote wurden zum Spielball der Wellen. Ohne leckzuschlagen kam wegen der hohen Wellen Wasser ins Boot. Es muß mehr als furchterregend ausgesehen haben, als das Boot der Jünger zwischen hohen Wellenbergen und -tälern hin und her geworfen wurde, mal nach links und mal nach rechts zu kentern drohte und wegen der Wassermenge im Boot zu sinken drohte. Alle Versuche, das Segel richtig zu setzen oder mit den Rudern das Boot zu steuern, waren vergeblich, denn Wind und Wellen waren übermächtig. Die Jünger waren zwar erfahrene Fischer und die Unberechenbarkeit des Sees war ihnen bekannt. Aber wie würden sie einem solchen Sturm entkommen? Die geballte Naturgewalt war über sie hereingebrochen und raubte ihnen jegliche Hoffnung. Wasser links und rechts, Wellen, die über ihnen zusammen-

schlugen, und Wasser im Boot. Sie fürchteten um ihr Leben. War wirklich nur Wasser im Boot? Wo war eigentlich Jesus? Auch er war im Boot.

1. Jesus im Boot

Von Jesus heißt es: „Und er war hinten im Boot und schlief auf einem Kissen.“ Der anstrengende Tag forderte sein Tribut. Jesus war Mensch und wurde von der Arbeit müde, wie jeder andere Mensch auch. Also schlief er ein – hinten im Boot, dort, auf dem leicht erhöhten Heck, wo im Normalfall der Steuermann saß. Im übrigen schlief er auf einem Kissen. Auch das zeigt seine menschliche Natur. Er ist nicht der Asket, der das Bequeme verschmäht, sondern dort fand er wohl das Kissen, auf dem der Steuermann normalerweise saß, und legte sein Haupt darauf. Er schlief so fest, daß er offensichtlich nicht wahrnahm, in welcher Gefahr sich das Boot befand.

Vielleicht wollten die Jünger Jesus schlafen lassen, denn er war ja wirklich müde und hatte seinen Schlaf redlich verdient. Also gönnten sie ihm die Ruhe. Doch angesichts der drohenden Gefahr sahen sie keinen anderen Ausweg, als ihn aufzuwecken und ihn auf ihre gefährvolle Lage aufmerksam zu machen. Wir lesen: „Und sie weckten ihn auf und sprachen zu ihm: Meister, fragst du nichts danach, daß wir umkommen?“ In diesem Wort steckt eine halboffene Anklage: Ist es dir gleichgültig, wie es uns geht? Scherst du dich nicht um uns und unser Leben und nicht zuletzt auch um dein eigenes Leben? Unsere Lage ist derart gefährlich, daß es nicht geraten ist, hinten im Schiff auf einem Kissen zu schlafen! Wenn du Gott bist und alles kannst, dann tu endlich was dagegen!

Und Jesus? Wir lesen: „Er stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig und verstumme! Und der Wind legte sich und es entstand eine große Stille.“ Als Menschen, die naturwissenschaftlich denken und die die einschlägigen Gesetze der Physik kennen, würden wir natürlich gerne wissen, wie dieses Wunder möglich war. Wie wirkte das Wort Jesu auf den Wind und die Wellen? Die Bibel gibt uns keine Erklärung. Sie ist ja kein Lehrbuch der Physik. Sie zeigt uns aber den Sohn Gottes, der mit seinem Wort die geschöpfliche Wirklichkeit bestimmt. Im Grunde nicht anders als am Anfang, bei der Schöpfung, wo es heißt: „Und Gott sprach ... und es geschah also.“ Wir mögen davon ausgehen, daß Gott, der Heilige Geist, also auch der Geist Christi, das Wort Jesu in der geschöpflichen Wirklichkeit umsetzte. So geschah es denn auch in sinnfälliger Weise. Jesus gebot: „Schweig und verstumme!“, und auf sein Wort hin verstummte der Wind und legten sich die Wellen. Es war nicht das normale Abflauen des Windes, die sukzessive Beruhigung des Sees, sondern der unmittelbare, schlagartige Wetterumschwung. Das Resultat war eine große Stille – das direkte Gegenteil von dem, was noch wenige Sekunden zuvor geschah. Die Bedrohung und die Angst hatten ein Ende.

Die Angst vor dem Sturm und den Wellen wich, aber unheimlich erschien es den Jüngern und den Menschen in den anderen Booten doch. Wir lesen: „Sie aber fürchteten sich sehr ...“ Wohl war ihr Leben nun nicht mehr in Gefahr. Jesus hatte in seiner Güte und in seiner Macht die Gefahr abgewandt. Aber Furcht vor dem, der dort mit ihnen im Boot war, machte sich in ihren Herzen breit. Irgendwie unberechenbar erschien ihnen Jesus auf einmal. Da stand auf einmal nicht mehr der schlafende Jesus vor ihren Augen, sondern ein ganz anderer, mächtiger Jesus, so daß sie sich fragten: „Wer ist der? Auch Wind und Meer sind ihm gehorsam!“ Ja, wer ist der? Das ist die entscheidende Frage, und das, was die Jünger gerade gesehen hatten, mußte sie zu dem Schluß führen: Hier ist mehr als ein Mensch. Hier ist Gott, denn nur Gott kann den Naturgewalten Einhalt gebieten. Jesus offenbarte seine Herrlichkeit und Macht – nicht, indem er vom Himmel

her erschien und das alles umfassende Wort sagte, sondern indem er hier, mitten auf der Erde, mitten auf dem See Genezareth, mitten zwischen Sturm und Wellen sein Machtwort sprach. Hier auf Erden sollten die Menschen ganz unmittelbar Zeugen werden von seiner Macht. Er, der Mensch Jesus von Nazareth, der jüdische Rabbi, der wenige Minuten noch in scheinbarer Schwachheit schlief, wies sich so als der Sohn Gottes aus. In ihm wurde sichtbar was im Alten Bund von Gott gesagt wurde: Du herrschest über das ungestüme Meer, du stillest seine Wellen, wenn sie sich erheben“ (Ps 89,10).

2. Die Jünger im Sturm

Nun aber müssen wir von den Jüngern sprechen, denn unser Predigttext erwähnt auch sie. Von ihrer Todesangst habe ich schon gesprochen, und auch wir hätten in einer vergleichbaren Situation Todesangst. Nachdem sie ihn in ihrer Angst und ihrer Verzweiflung aufgeweckt hatten und nachdem Jesus das gebietende Wort „Schweig und verstumme“ gesprochen hatte und wieder Normalität eingekehrt war, sprach er zu seinen Jüngern: „Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?“

Hatten die Jünger zuvor Jesus geklagt, daß er sich nicht um sie kümmere, so weist Jesus sie mit seinen Worten auf ein entscheidendes Defizit hin. Einerseits tadelt er ihre Furchtsamkeit und andererseits ihren Kleinglauben. Was hätten die Jünger denn tun sollen? Nun, sie hätten sich sagen können: Jesus ist bei uns im Boot. Er wird zu seiner Zeit für die Rettung sorgen. Wenn sich das Boot weiter mit Wasser füllen würde, dann würde es irgendwann auch so weit ansteigen, daß Jesus naß werden und aufwachen würde. Vielleicht hätten sie ihn aber auch voller Vertrauen auf seine Macht aufwecken können und ihn ohne Vorwurf um seine Hilfe bitten können. Auf jeden Fall bestand kein Grund zur Furcht, kein Grund zur Angst um ihr Leben. Wenn es wirklich so ist, wie es Jesus in der Bergpredigt sagt, daß wir uns nicht um unser Leben sorgen sollen und daß es nicht in unserer Hand steht, ob wir kürzer oder länger leben, und wenn es wirklich so ist, daß Gott die Länge unseres Lebens verfügt und das Leben erhält, dann muß keine Situation so brenzlich, so gefährlich oder so ausweglos erscheinen.

Positiv gewendet: Die Jünger hätten glauben sollen. Nach allem, was sie von Jesus erkannt hatten – sie hatten ja seine Reden gehört und viele seiner Taten gesehen – hätten sie eigentlich schlußfolgern müssen: Er hat die Macht, uns aus der gegenwärtigen und gefahrvollen Situation zu retten, und wird es auch tun. Doch diese Schlußfolgerung zogen sie nicht. Ihr Glaube war noch schwach. „Habt ihr noch keinen Glauben?“ fragte er sie, und Matthäus gibt die Worte Jesu wieder mit der Frage: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?“ (Mt 8, 26). Wieder sehen wir, wie Jesus bei seinen Jüngern nach deren Glauben Ausschau hielt.

Mit anderen Worten: Im Boot stand nicht nur Wasser, sondern im Boot war auch Jesus. Hätten sie wirklich geglaubt, dann hätten sie sich vom Wasser im Boot und von den Wellen drumherum nicht beeindruckt lassen. Sie hätten wohl in aller Nüchternheit wissen können, daß ihnen Lebensgefahr drohte. Aber die Gefahr hätte sie nicht übermannen müssen. Sie hätten auch auf den schlafenden Jesus schauen können und wissen können: Mit ihm werden wir nicht untergehen. Er wird die Situation wenden. Doch so klar war ihre Einsicht noch nicht und so steckte auch ihr Glaube noch in den Kinderschuhen. Das aber war für Jesus kein Grund, nicht einzuschreiten. Im Gegenteil, das, was er tat, sollte gerade diesem Ziel dienen, den Glauben der Jünger aufzubauen. Sie sollten ihn als den Gottessohn erkennen, der kraft seiner Gottheit auch Macht über die Naturgewalten hat. Ihr Kleinglaube war für Jesus kein Grund, auf das Wunder zu verzichten und es nicht zu vollbringen. Nicht zuletzt hatten die Jünger in all ihrer Angst

und Verzagtheit nichts anderes getan als sich an Jesus gewandt. Sie hatten ihn aufge-
weckt, doch wohl in der Hoffnung und der Erwartung, daß er eingreifen würde. So führ-
te sie sogar ihr Kleinglaube an die richtige Adresse.

3. Stillt Jesus die Stürme in unserem Leben?

Auch bei dem Bericht von der Stillung des Sturmes müssen wir uns zunächst klarma-
chen, daß dieses Wunder Jesus als den Sohn Gottes ausweist. Es ist geschehen, damit
die Menschen – die Jünger, die Menschen in den anderen Booten und durch deren
Zeugnis auch wir – Jesus als den von Gott gesandten Messias erkennen. Es liegt auch
auf der Hand, daß dann, wenn die Stillung des Sturmes nur eine fromme Legende wäre,
Jesus bestenfalls erkennbar wäre als religiöser Mensch, aber nicht als wirklicher Sohn
Gottes, als Gott. Deshalb ist die Auslegung, die im 20. Jahrhundert aufgekommen ist,
daß Jesus den Sturm nicht wirklich gestillt hätte, falsch. Dieser Auslegung zufolge habe
die Urgemeinde mit dieser Geschichte nur sagen wollen, daß Jesus der Messias sei, in-
dem er die Stürme des Lebens stille. Mit dieser Auslegung, die auch die anderen Wun-
derberichte betrifft, stünde die Aussage von der Gottheit Jesu auf dem Treibsand
menschlicher Überzeugungen, nicht aber in der Tat und der Wahrheit. Der gegenständ-
liche Bezug des Berichtes in den Evangelien wäre dann nur das religiöse Bewußtsein,
die Frömmigkeit oder der so verstandene Glaube der Urgemeinde. Doch offensichtlich
sagen die Evangelien einhellig, daß Jesus wirklich den Sturm gestillt hat. Bevor wir also
auf den praktischen Nutzen der Geschichte eingehen, halten wir fest, daß sie wirklich
geschehen ist und daß es nicht bedeutungslos ist, daß sie geschehen ist.

Des weiteren müssen wir auch im Zusammenhang der Stillung des Sturmes vom Glau-
ben sprechen. Wir haben uns schon vor Augen geführt, daß Jesus bei den Jüngern den
Glauben suchte, aber nur Kleinglauben vorfand, also so etwas wie einen Glauben, der
noch in den Kinderschuhen steckte. Dagegen ist die Stillung des Sturmes bestens geeig-
net, den Glauben aufzubauen – auch bei uns. Sie zeigt uns nämlich den Sohn Gottes, der
selbst im Stand der Erniedrigung je zu bestimmten Anlässen eine Macht aufwies, wie
sie nur Gott haben kann. Sie begründet damit ein ganz bestimmtes Wirklichkeitsver-
ständnis, nämlich, daß in Jesus der gnädige Gott über den Dingen und Geschehnissen
dieser Welt steht und daß er alle Dinge nach seinem Rat verfügen und handhaben kann.
Das aber nicht nur als allmächtiger Gott, sondern auch als gnädiger Gott, der das Heil
der Menschen will und der es vermag, sogar das Unheil, das seinen Kindern widerfährt,
zu ihrem Besten zu wenden.

Als wir vor vierzig Jahren in Lateinamerika waren, ging die Sage um, daß ein Flugzeug,
in dem ein Bischof, ein Priester, ein Mönch oder eine Nonne saßen, nicht abstürzen
würde. Der abergläubische lateinamerikanische Volkskatholizismus hatte sich diese
Ansicht zurechtgelegt und empfand bei der Anwesenheit eines Klerikers oder eines Re-
ligiosen an Bord ein Gefühl der Sicherheit. Doch wir haben mehr als fragwürdige römi-
sche Kleriker, die doch nur schwache Menschen und Sünder sind wie wir alle. Wir ha-
ben Jesus selbst. Er sitzt gewiß nicht leibhaftig im Flugzeug oder auf dem Kreuzfahrts-
schiff, auch nicht im Auto oder auf dem Sozius eines Motorrads, aber er ist im Heiligen
Geist gegenwärtig, wann und wo immer ein Mensch an ihn glaubt. Er, der allmächtige
und souveräne Gott, kann und seine Kinder so bewahren, daß ohne seinen Willen kein
Haar von ihrem Haupt fällt. Seine Bewahrung hat nicht in erster Linie die Sicherung des
leiblichen Lebens zum Inhalt, sondern er will das ewige Heil, das Leben in der neuen
Schöpfung. Aber er kümmert sich nicht weniger auch um die leibliche Existenz des
Christen. Er gibt nach seinem Rat Obdach, Nahrung und Kleidung, menschliche Ge-
meinschaft und vieles andere, was zum Leben gehört.

Jesus selbst hat dies in der Bergpredigt deutlich gemacht, wo er sagt: „Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt? (Mt 6, 26-27). Es ist aus der Sicht Gottes ohnehin unerheblich, ob ein Mensch mit 50 oder mit 100 Jahren stirbt; das ewige Leben kommt immer erst nach diesem Leben. So mag es sein, daß der eine Christ mit 50 Jahren an Herzversagen und der andere mit 35 Jahren durch einen Autounfall ums Leben kommt, während der andere Christ 90 Jahre alt wird. Unsere Lebenszeit steht in Gottes Händen, und wir können sie nicht verlängern oder verkürzen, es sei denn, wir sündigen und nehmen uns das Leben. Die ängstliche Sorge, ob nun 40 Mikrogramm Stickoxide pro Kubikmeter Luft an einer vielbefahrenen Straße oder 950 Mikrogramm Stickoxide pro Kubikmeter in einer Werkshalle lebensgefährlich seien oder nicht, hat so gesehen keinen Platz. Von diesen geradezu absurd wirkenden unterschiedlichen Grenzwerten abgesehen: Der Christ kann sich dessen getrösten, daß Gott sein Leben trägt und erhält.

Und wenn tatsächlich eine schwere Krankheit das Leben bedroht? Was soll's? Wenn die Medizin helfen kann, ist das in Ordnung, aber wenn sie nicht helfen kann, ist es genauso in Ordnung. Das gilt nicht weniger in Krisensituationen aller Art – bei einem Scheitern im Beruf, bei einem Konflikt mit einem Mitmenschen, bei einer geschäftlichen oder privaten Insolvenz. Es mag sein, daß ein Christ – verschuldet oder unverschuldet – in eine prekäre Situation gerät. Er darf und soll wissen, daß im Boot seines Lebens nicht nur das Wasser steht, sondern auch Jesus sitzt, auch wenn er ihn nicht sieht und wenn es so scheint, als kümmere er sich nicht um einen, als wäre es ihm egal, was mit uns hier geschieht. Gerade dann ist der Glaube herausgefordert. Der Glaube aber lebt aus der Erkenntnis Jesu Christi. Er wird Gott seine Zusagen vorhalten und darauf warten und hoffen, daß Gott seine Zusagen einlöst, wenn auch auf seine Weise. Der Glaube wird deshalb darauf verzichten, Gott im Gebet Vorschläge zu machen, was er den tun könne und wie er das als so notvoll empfundene Problem lösen könne. Der Glaube weiß: Was Gott verheißt, das kann er auch tun. Darum wird er auf Gottes Stunde warten.

Schluß

Wir haben betont, daß die Stillung des Sturmes, von der unser Predigttext berichtet, keine Legende ist, sondern eine Tatsache. Jesus hat sich damit als der allmächtige Gott zu erkennen gegeben. Dem entspricht auf unserer Seite der Glaube an seine Allmacht. Wir haben Jesus nicht in den wundersamen Erlebnissen, die wir machen können, auch nicht im existentiellen Betroffensein als einer psychologischen Bewegung, die wir erleben. Wir haben ihn in seinem Wort, in dem er sich uns zu erkennen gibt und mit dem unseren Glauben begründet. Durch den Glauben aber haben wir teil an allen seinen Heilsgaben, an der Rechtfertigung aus Gnaden, an der Vergebung der Sünden, an dem Rechtstitel, seine Kinder zu sein, an der Bewahrung zum ewigen Leben und in der Teilhabe in der neuen Schöpfung. In demselben Glauben sind wir auch gewiß, daß er unser kurzes irdisches Leben trägt und bewahrt und ihm auch ein Ende setzt zu seiner Zeit, um uns dann das zu geben, was wir hier im Glauben erwarten: das ewige Leben.

Amen.